

Biografien, Biografien!

2014 möchten wir mit unserer Biographien-Gesprächsreihe den Erfolg der Reportagenreihe vom letzten Jahr fortsetzen. Dazu laden wir einige der bekanntesten polnischen Biographen zum Gespräch ein.

So wird Agata Tuszyńska ihre Biographie des Nobelpreisträgers Isaac Bashevis Singer bei uns vorstellen, Artur Domosławski sein Buch *Kapuściński non-fiction* und Anna Bikont und Joanna Szczęsna ihre gemeinsam verfasste Szymborska-Biographie.

Die Biographienreihe knüpft an die Diskussion an, die sich um Artur Domosławskis Kapuściński-Biographie entspann. Thema der Gespräche sind das geschilderte Leben bekannter Personen und der Autor selbst, aber auch die Biographie als literarische Gattung, z.B. die intellektuelle Biographie, die Familienbiographie oder die Biographie eines Ortes.

Wir möchten ausgewählten deutschen Verlagen und der deutschen Leserschaft eine Auswahl bekannter polnischer Biographen vorstellen. Im Laufe des Jahres präsentieren wir in insgesamt sechs ausführlichen Gesprächen einen Autor und dessen Buch. Zusätzlich zum Autorengespräch werden dabei ausgewählte Textstellen aus dem Buch in deutscher Übersetzung vorgetragen.

Lisa Palmes, Marcin Piekoszewski



Gespräch №

2

Małgorzata Szejnert

Dom żółwia. Zanzibar

[Das Heim der Schildkröte. Sansibar]

Moderation: Lisa Palmes, Marcin Piekoszewski

Freitag, 9. Mai 2014, 19:00 Uhr

buch|bund, Deutsch-polnische Buchhandlung

Das Buch:

Dom żółwia. Zanzibar betrachten wir in unserem Gespräch als „Biografie eines Ortes“. Małgorzata Szejnert erzählt die sansibarische Geschichte der vergangenen 170 Jahre – eine Zeitspanne, so lang wie das Leben der heimischen Grünen Meereschildkröte. Die Geschichte der Insel setzt sich hier aus den Lebensgeschichten einiger ihrer interessantesten Bewohner zusammen, wie z.B. der Forscher und Missionare David Livingstone, Henry Morton Stanley und Richard Burton, der Sultanstochter Salme, Prinzessin von Oman und Sansibar, die einen deutschen Kaufmann heiratete und später in Hamburg und

Bydgoszcz lebte, des auf Sansibar geborenen, später als Freddie Mercury bekannten Farrokh Bulsara oder der 2013 verstorbenen *taarab*-Sängerin Bi Kidude, mit der die Autorin noch persönlich sprach.

Szejnerts Schilderungen und die zahlreichen Fotografien lassen vor dem Auge des Lesers ein lebendiges Bild der Insel früher und heute entstehen – dieses Ortes, an dem die Geschichte Afrikas, des Orients und Europas zusammenfließen. Dabei spart die Autorin auch die mal mehr, mal weniger rühmliche Rolle der europäischen Inselbewohner nicht aus und weist auf eine neue, heutige Art der „Kolonialisierung“ hin – die Aneignung durch Tourismus und große Hotelketten.

Die Autorin:

Małgorzata Szejnert ist Journalistin, Mitbegründerin der „Gazeta Wyborcza“, wo sie fast 15 Jahre lang das Reportage-Ressort leitete, sowie Beraterin und Mentorin der bekanntesten polnischen Reporter der jüngeren Generation. Ihre zuletzt erschienenen Bücher sind die Schlesien-Reportage *Czarny ogród* [Der Schwarze Garten; 2007], die Reportage über Ellis Island *Wyspa klucz* [Die Schlüssel-Insel; 2009] und das 2012 für den NIKE-Preis nominierte *Dom żółwia*. Zanzibar.

(Quelle: Wydawnictwo Znak, www.znak.com.pl)

Małgorzata Szejnert

Dom żółwia. Zanzibar

[Das Heim der Schildkröte. Sansibar]

Wydawnictwo Znak

Krakau 2011

www.znak.com.pl

Textauszüge

Aus dem Polnischen von Lisa Palmes

Vorwort der Autorin

Sansibars Häuser sind nichts für die Ewigkeit. Dafür sorgen Salz, Rauch, Wind, Hitze, Regenzeiten, Wellen, Leerstand, Überfüllung, Gleichgültigkeit und die „Himmelsratten“ – Raubvögel, die vor vielen Jahren angesiedelt wurden, damit sie die Insel von Kadavern säuberten. Dem Verfall erliegen nicht nur schäbige Hütten aus Lehm und Zweigen, sondern auch die prachtvollen Sultanspaläste, die alten Residenzen der arabischen Reichen (wenn sie nicht von heute noch regierenden Familien übernommen wurden), Tempel, Badehäuser, Leuchttürme, die Wohnblocks der Ingenieure aus der sozialistischen Betonzivilisation und Gräber, sogar steinerne. Die beständigsten Häuser auf Sansibar schienen bis vor Kurzem die Panzer der Meeresschildkröten zu sein, sofern sie nicht zu Kämmen verarbeitet worden waren. Seit einiger Zeit entstehen hier jedoch robuste und saubere Gebäude mit fleißigen Bediensteten und Hausmeistern, Schutzmauern und großen Einfahrten. Im Gegensatz zu den verwahrlosten Sultansgemächern, den von Arabern und Briten

hinterlassenen Häusern und den DDR-Plattenbauten sind sie mit komfortablen glänzenden Geräten ausgestattet, die sogar bei Stromausfall weiter funktionieren. Die Fenster dieser Festungen – Hotels für ausländische Touristen – gehen auf den Strand hinaus, und nicht einmal Sultan Said hatte einen besseren Ausblick von seinen Terrassen. Die einheimischen Bewohner von Sansibar, oftmals die Nachfahren von Sklaven, geraubten Menschen, sagen, heute rauben die Fremden ihnen den Ozean.

Sansibar wurde und wird von den unterschiedlichsten und schillerndsten Gestalten bevölkert. Die einen tragen Schmuck und Juwelen aus Scheherazades Märchen, die anderen Tropenhelme und Schnürstiefel, wieder andere sind nackt und in der Sklavengabel oder nackt und mit Speer, noch einmal andere haben Bibel und Priesterkragen, weiße Kolonialuniformen, Dschallabijas, erbeutete Militäruniformen samt Knüppel und Machete, Maohemden, Anzüge und schwarze blankgeputzte Schuhe, Schnauzen und Flügel wie Fledermäuse, kunstvoll drapierte Baumwollge-

wänder in verrückten Farben, T-Shirts und kurze Hosen, Neoprenanzüge zum Tauchen. Sie fügen der sansibarischen Geschichte ihre eigenen Episoden hinzu. Viele von ihnen haben eines gemeinsam in ihrem Lebenslauf: Sie haben keine feste Heimat. Sie sind Weltenbummler, freiwillig oder unfreiwillig.

Mit Hilfe dieser Augenzeugen und Beteiligten will ich versuchen, die Geschichte Sansibars der vergangenen etwa hundert-siebzig Jahre zu erzählen; das ist das Alter einer hochbetagten Riesenschildkröte.

(S. 9-10)

~~~

### **John Kirks Haus. Stone Town, Sansibar**

Die Reisenden, die sich zur Eroberung Afrikas nach Sansibar aufmachen und dem Haus des Konsuls einen Besuch abstatten, hinterlassen gewöhnlich schriftliche Erinnerungen. Darin gilt ihre besondere Aufmerksamkeit dem Geruch der Straßen und Gassen im küstennahen Teil von Stone Town. Dieser Geruch hat mit Nelkenduft

nichts zu tun. Es ist ein zäher Gestank, wie nach Verwesung. Konsul Hamerton hält Stone Town für die dreckigste Stadt der Welt. Richard Burton, der ihn 1856 auf Sansibar besucht und von dort aus aufbricht, um die Quellen des Nils zu suchen (hundertdreißig Lastenträger, dreißig Lasttiere), äußert eine ähnliche Meinung, obgleich er schon so manches gesehen und gerochen hat. Sieben Jahre lang war er Soldat im heutigen Pakistan, kämpfte im Krimkrieg (zu dem auch John Kirk sich einberufen ließ, in den ärztlichen Dienst), gelangte verkleidet als arabischer Pilger – und, um die Tarnung perfekt zu machen, beschnitten – nach Mekka und Medina (möglicherweise als erster Brite) und in das Zentrum des Sklavenhandels, Harar in Abessinien, von wo er zu Fuß durch die Wüste zurückkehrte. Er bekam bitterste Armut zu spüren, somit auch Dreck und Gestank, was ihn aber nicht daran hinderte, neunundzwanzig Sprachen zu erlernen, und noch bevor er von Queen Victoria für seine kühnen Dienste zum Lord ernannt wurde, übersetzte er die Märchen aus Tausendundeiner Nacht ins Englische (sechzehn Bände).



Er ist ein Meister der Feder. Das britische Konsulat in Stone Town erinnert ihn an eine auf der Seite liegende, von Wellen umspülte Weinstiege. Selbst da, wo die Küste sauber erscheint, enthüllt der Ozean seinen verborgenen Schmutz: Auf den Wellen schaukeln Leichen. Nachts leuchtet der Strand, schwarze Arbeiter brennen die Hügel von Korallenriffen zu Bindemittel für Steine und Verputz. Am Tag waschen und schrubben sie Elfenbein, was dem unerfahrenen Reisenden den Gedanken eingibt, die wertvollen Stoßzähne, die sich in Hülle und Fülle auf dem Sand stapeln, seien vom Meer angespült worden. Von Zeit zu Zeit finden die Wellen den Weg zu den niedrigeren Stadtteilen, sie haben schon die Moschee in der Nähe des Konsulats verschlungen, und auch das Konsulat selbst muss mit Pfählen und Geröllschutt abgeschirmt werden. Bei Niedrigwasser dagegen hängt auch nach der Dämmerung, wenn keine Sonnenwärme Schwefelwasserstoff aus dem Sand freisetzt, ein widerlicher Schleier giftiger Gase aus den überfüllten Latrinen über der Küste. Nach jedem Besuch auf Sansibar verlieren die Schiffsbesatzungen einen Teil ihrer Leute.

Fünf Briggs mussten hundertfünfundzwanzig Matrosen bestatten – die Opfer von Fieber und Ruhr. Ein anderes Schiff verlor sechzehn Mann. Vor Kurzem (es ist 1857) lagen im Hafen sieben Walfangboote. Sie fuhren ab, um dort Wasser zu suchen, wo es gesünder ist, zum Beispiel auf den Seychellen...

Burton erklärt nicht, wessen Leichen auf den Wellen tanzen. Es könnten die Leichname toter Seeleute sein, die im Meer bestattet wurden. Eher jedoch gehören sie Sklaven, denn niemand stirbt in solchen Massen und so schnell wie sie, selbst wenn sie nicht mehr mit Feuerwaffen oder Stöcken umgebracht werden. Man möchte fast sagen, dass sie unermüdlich sterben. Die Leichen von Seeleuten werden übrigens auch in der Tiefe des Meeres über Bord gelassen, während Sklaven bei höherem Wasser gleich von der Küste aus hineingeworfen oder bei flachem Wasser den Wellen überlassen werden.

(S. 31-33)

~~~

Chalids Haus. Stone Town, Sansibar.

Die Insel St. Helena, Britisches Überseegebiet

Die Briten informieren Chalid, er leiste offenen Widerstand gegen die britische Majestät, wenn er die Sultansherrschaft auf Sansibar an sich reiße, ohne die Protektoratsmacht zu Rate zu ziehen. Chalid antwortet, er werde die Europäer nicht angreifen und den Palast nicht verlassen, der sein Haus und das Haus seines Vaters sei. Er sucht den Beistand der Amerikaner, Deutschen und Franzosen, aber ohne Erfolg. Weil die Engländer nicht mit sich verhandeln lassen, bittet er die Amerikaner, ein Telegramm an Königin Victoria zu senden: Hamad ibn Thuwaini ist nicht mehr am Leben. Ich habe den Thron von meinen Vorfahren geerbt. Ich hoffe, dass die freundschaftlichen Beziehungen weiterhin erhalten bleiben. Chalid ibn Barghasch, Sultan. Es kommt keine Antwort, denn die Depesche wird niemals zugestellt.

Wir erfahren, dass die Vertretungen der anderen Länder auf Sansibar über eine bessere Verbindung zur Welt verfügen als der

Sultanspalast.

Seit Sultan Hamads Tod liegen an Sansibars Küste ein leichter britischer Kreuzer, die Philomel, und ein Kanonenboot namens Thrush (Drossel). Hinzu kommt die Sparrow (Spatz), das Schwesterschiff der Thrush. Die Matrosen der britischen Schiffe nehmen Maschinengewehre und mindestens ein Feldgeschütz mit und umstellen rasch das britische Konsulat – das triste Bauwerk Mambo Msiige.

Im Laufe weniger Stunden treffen wegen des Alarms der Briten noch der etwas größere Kreuzer Racoon (Waschbär) und das große Flaggschiff George ein. Alle britischen Schiffe haben zusammen achtundsiebzig große und sieben kleinere Geschütze sowie Maschinengewehre. Die Sparrow und die Thrush liegen genau gegenüber dem Sultanspalast neben dem Haus der Wunder.

Chalid verfügt über eine Palastgarde, eine kleine, dem Sultan unterstellte Armee (denn seit einiger Zeit unterstehen die sansibarischen Hauptstreitkräfte dem Kommando der Engländer) und freiwillige Unterstützer. Insgesamt sind das 2800 Mann im bewachten

Palast, dem Haremsgebäude daneben und dem umliegenden Gelände. Schlechter sieht es bei den Seestreitkräften aus. Sie kündeten einmal von der Macht Großvater Saids, doch inzwischen haben die Engländer die Rolle des Meereswächters übernommen – unter dem Schlagwort des Kampfs gegen den Sklavenhandel. Der Sultan besitzt keine kampfgerechten Daus mehr, sie sind verkauft oder zu Handelszwecken umgewidmet worden. Im Grunde genommen hat er nur ein einziges Kriegsschiff, wenn man das Holzbötchen überhaupt so nennen kann, das die Funktion des Sultan'schen Flaggschiffs innehat – es ist mit einer Handvoll Vorderladerkanonen ausgestattet und trägt wie zur Ironie den Namen Glasgow, von der Werft, in der es gebaut wurde. Die Besatzung der Glasgow ist Chalid jedoch treu und feuert ihm zu Ehren Salut aus ihren alten Geschützen.

Das Regierungsheer, das kraft eines Vertrags zwischen dem Sultan und der Protektormacht vom britischen General Lloyd Matthews befehligt wird, zählt 900 Mann. Der General ist überzeugt, dass sie seine Befehle ausführen und

demnach auf Seiten des Protektorats stehen werden, denn unabhängig von ihren Ansichten sind sie professionell geschult und diszipliniert.

Das britische Ultimatum setzt den Zeitpunkt, an dem Chalid sich ergeben soll, auf den 27. August, neun Uhr morgens, an.

In der Nacht, die angeblich totenstill und von Spannung erfüllt ist, als halte die Stadt den Atem an, verlässt Chalid den bewachten Bereich beim Palast und geht zur Moschee in der Stadt, um für den Sieg zu beten. So stellt er demonstrativ Selbstsicherheit, Frömmigkeit, Mut zur Schau. Am Morgen versucht er noch, durch das amerikanische Konsulat den Kontakt zu London herzustellen. Der Repräsentant der Vertretung antwortet, da Chalid nicht von der Protektoratsmacht anerkannt worden sei, könne auch er ihn nicht anerkennen.

Kurz vor neun kehren die Zuschauer auf das Dach des Englischen Klubs zurück. Zwei Minuten nach neun beginnt der Krieg. Als Erste feuern die Briten aus ihren Geschützen. Die Glasgow antwortet. Das Laden ihrer Geschütze geht langsam vonstatten und das Sultansschiff beginnt zu sinken, wobei es noch unermüdlich

versucht, zurückzuschießen. Um halb zehn verstummt es endgültig. Die britischen Schiffe feuern auf Palast und Harem, und nur wenige Minuten nach Beginn der Kanonade fliegen so viele Splitter und Sprengstücke durch die Luft, dass die Zuschauer das Dach des Englischen Klubs lieber verlassen. Übrigens hüllt auch der Rauch die dramatische Szene ein. Es durchdringen ihn nur die Feuerzungen, die den Harem verschlingen. Und wenn der Wind für einen Moment den Rauch verweht, sieht man, dass die rote Fahne des Sultans zusammen mit einem Teil des Mastes weggeschossen worden ist.

Der Krieg endet nach siebenunddreißig Minuten und findet nach Jahren als kürzester Krieg der Welt Eingang ins Guinness-Buch der Rekorde. In Palast und Umgebung blieben ein halbes Tausend Tote und Verwundete zurück. Die Engländer verloren niemanden.

(S. 134-137)

~~~

## **Ajit Singh. Ng'ambo, Sansibar**

Ajit Singh Hoogan verlässt Sansibar nicht, obwohl er diese Möglichkeit sicher in Betracht zieht. Doch er muss sein Haus bewachen. Pretty One ist prächtig genug, um sich auf der Verstaatlichungsliste wiederzufinden, die von Ali Sultan Issa, dem Vater von Raissa, Fidela, Maotushi und Stalin, stets auf dem neuesten Stand gehalten wird.

Der Verlust dieses Hauses, bei dessen Bau er Gottes Liebe spürte, wäre sehr schmerzlich für Singh. Aber nicht nur deshalb bleibt er auf der Insel. Die neue Regierung will die Stadt Sansibar völlig umgestalten. Bisläng wurde das arabische Stone Town mit der Hauptstadt gleichgesetzt, und daran änderten auch Duttons und Singhs frühere Projekte auf der anderen Seite nichts.

Obwohl Sansibars revolutionäre Regierung selbst die vornehmen, von der Vorgängerregierung übernommenen Gebäude nutzt, entthront sie das arabische Stone Town und lenkt den gesamten Investitionsstrom nach Ng'ambo. Auf Ajit Singh, den Gestalter des Raha Leo Civic Centers, das bei der Revolution eine



so wichtige Rolle spielte, warten große Aufgaben.

In der Hoffnung auf Arbeit und Aufstieg strömt Sansibars Bevölkerung in die Stadt. Die Populationskurve der Hauptstadt, in weit gefassten Grenzen, steigt ab 1964 steil nach oben. Im Jahrzehnt nach der Revolution verdoppelt sich die Stadtbevölkerung und übersteigt gegen Ende die Hundertfünfundzwanzigtausend. Transparente werben für die Idee einer sozialistischen Stadt, und der beliebteste Slogan der damaligen Zeiten lautet: *Unsere Mutter ist die Revolution, unser Vater die Afro-Shirazi-Partei.*

Das Vorzeigeprojekt trägt den Namen Michenzani.

Abdul Sheriff, Historiker und Professor an der Universität von Daressalam und Autor zahlreicher Bücher über Sansibar, nannte dieses Projekt *Die Kreuzigung.*

Heute, im Jahr 2010, braucht man nur eine Satellitenaufnahme der Hauptstadt auf dem Computer aufzurufen, um die Richtigkeit dieser Behauptung zu überprüfen. Von oben sieht die Stadt wie ein kunstvolles Patchwork aus lauter

winzigen Rechtecken und Quadraten aus. Die linke Seite – Stone Town – ist dicht gearbeitet, keine Spur von Rissen oder aufgehenden Nähten. Die rechte Seite – Ng’ambo – durchschneiden von Ost nach West, Nord nach Süd die Arme eines riesigen Kreuzes. Sogar auf einem Foto aus großer Höhe weckt sein Anblick Besorgnis und Neugier. Das Kreuz erinnert nicht an Gebäude, sondern an Ingenieurskonstruktionen – Festungen, Kanäle, Startbahnen?

Es sind aber Häuser, oder eher Blocks. Der verschwommene Kreis an der Stelle, wo die Arme des Kreuzes sich überschneiden, ist das Becken eines Springbrunnens. Auf der Luftaufnahme sieht man, dass kein Wasser darin ist, sondern Müll, und verrostete Rohre herausragen. Im Übrigen kommt niemand an das betonausgekleidete Becken heran; es liegt in der Mitte eines Kreisverkehrs. Die Wohnblocks sind je dreihundert Meter lang und haben fast alle sechs Stockwerke. Sie sind aus grauem Beton gebaut und werden von Außengalerien im Zickzack gekreuzt. Alle Module sind gleich schmutzig, abgeblättert, rissig, Aufgänge und Wohnungen sind nicht gekennzeichnet;

vollkommen unverständlich, wie Tausende von Bewohnern hier ihre Wohneinheiten wiederfinden. Wohneinheiten sind es nämlich, und die haben mit der afrikanischen Art des Haushalts und familiären Zusammenlebens nichts gemein; zwei Zimmer und Küche in Beton. Die Blocks bilden endlose, wie ausgestorbene Perspektiven, die auch heute – im Jahr 2010 – kein Straßenverkehr beleben kann, keine an die Mauern gesprayten Schriftzüge, kein Handel mit Sofas, Sesseln, Puffs, die an den Wänden im Erdgeschoss entlang aufgestellt werden wie Reihen von alternativen, niedrigen, aber – der Abwechslung halber – weichen und bunten Gebäuden.

Nicht Ajit Singh ist jedoch verantwortlich für dieses Kreuz. Abeid Karume ist es, der sich mit der Bitte um Hilfe beim Umbau der Hauptstadt an Architekten aus der Deutschen Demokratischen Republik wendet. Der leitende Architekt heißt Hubert Scholz. Das Architektenteam sieht den Bau von zweihundertneunundzwanzig Gebäuden mit insgesamt fast sechstausend Wohnungen für dreißigtausend Menschen vor. Das erfordert den

Abriss von über fünftausend alten Häusern in Ng'ambo.

Doch die Eltern Partei und Revolution sind nicht in der Lage, Scholz' Projekt in Gänze zu verwirklichen. Das Land ist zu arm, und Ng'ambo wird nicht vollständig in eine sozialistische Stadt umgestaltet. Bi Kidude wohnt noch immer in ihrem kleinen Haus in der Nähe von Raha Leo, sitzt auf dem steinernen Treppchen davor und raucht Zigarette um Zigarette. Manchmal nimmt sie sich ein Stück Schokolade, manchmal einen Schluck aus der Flasche. Ihrer Stimme schadet das nicht; sie ist bei guter Gesundheit. In Berlin, wie sie die Wohnblocks nennt, hätte sie nicht lange überlebt, meint sie.

Garth Andrew Myers, ein amerikanischer Professor mit dem Fachgebiet der afrikanischen Urbanistik, meint, die enormen Investitionen in Ng'ambo, die größten in der Geschichte der Stadt Sansibar, haben das Problem der Überbevölkerung in der Stadt nicht gelöst. Sie haben so gut wie keinen Nutzen gebracht.

(S. 240-242)

~~~

Übersetzungsanfragen:

Lisa Palmes

palmes@lisapalmes.de

Lizenzanfragen:

Magdalena Nowicka

nowicka@znak.com.pl

Gespräch mit **Małgorzata Szejnert**

Moderation: Lisa Palmes,

Marcin Piekoszewski

Freitag, 9. Mai 2014, 19:00 Uhr

Buchbund, Deutsch-polnische Buchhandlung

Sanderstraße 8, 12047 Berlin

www.buchbund.de

Tel: (030) 61671220

www.lisapalmes.de

Tel: (030) 45090229

Die Veranstaltungsreihe wird organisiert von

buch|bund

Deutsch | Polnische Buchhandlung



Lisa Palmes

Polonistin und Germanistin

Übersetzerin polnischer Literatur



trialog 
Netzwerk junger Ideen e.V.

Mit freundlicher Unterstützung von



Die Beauftragte der Bundesregierung
für Kultur und Medien



FUNDACJA WSPÓŁPRACY
POLSKO-NIEMIECKIEJ
STIFTUNG
FÜR DEUTSCH-POLNISCHE
ZUSAMMENARBEIT

DIESE VERANSTALTUNG
WURDE GEFÖRDERT
VOM POLNISCHEN
BUCHINSTITUT

BOOK INSTITUTE



©POLAND

Medienpartner:

